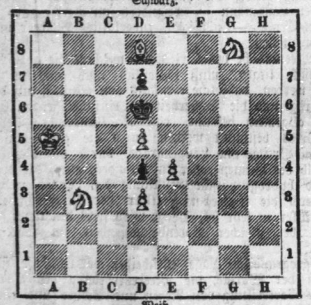
Schach.

Redigirt von S. Tarrasch.
Ausgabe Nr. 78.
Von G. N. Chenay.

Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht und setzt in 3 Zügen mat.

Partie Nr. 72.
Aus dem Meisterturnier des Nürnberger Schachkongresses.
Weiß: Blackburne. Schwarz: Bier.

Schottische Partie.

1. e2 — e4	e7 — e5	
2. Sg1 — f3	Sb8 — c6	
3. d2 — d4	e5 — d4:	
4. Sf3 — d4:	Lf8 — c5	
5. Le1 — e3	Dd8 — f6	
6. c2 — c3	Sg8 — e7	
7. Sd4 — c2		

Dieser Zug gehört neben Dd2 zu den besten Fortsetzungen an dieser Stelle.

.. . . . .	d7 — d6	
8. Lf1 — e2	Df6 — g6	
9. La2 — f3	Lc8 — e6	
10. 0 — 0	0 — 0	
11. Sb1 — d2	f7 — f5	

Ein in dieser Eröffnung höchst wichtiger Zug, welcher meist den Ausgleich der Positionen herbeiführt, da er den weißen Centrumbauer zu beseitigen droht.

12. Dd1 — e2	Se6 — e5?	

So harmlos dieser Zug aussieht, ist er doch ein sehr schwerer Fehler, da er dem Anziehenden die Erhaltung seines noch dazu freien Königsbauers und damit die überlegene Stellung gestattet. Abtausch der Bauern führte sicher zur Ausgleichung der Spiele, auch f5 — f4 konnte geschehen

13. Lf3 — h5!	Dg6 — f6	
14. Le3 — c5:	d6 — c5:	
15. f2 — f4	Se5 — c6	
16. e4 — e5	Df6 — h6	

Die schwarze Dame nimmt hier eine höchst unglückliche Stellung ein.

17. Lh5 — f8	Ta8 — d8	

Den ungedeckten f-Bauer darf Schwarz natürlich nicht schlagen.

18. Ta1 — d1	Td8 — d7	
19. Sc2 — e3	Tf8 — d8	
20. g2 — g3	h7 — h5	
21. b2 — b3	Td7 — d3	droht Se6 — e5:
22. Sd2 — c4	Td3 — d7	
23. Td1 — d7:	Td8 — d7:	
24. Tf1 — d1	Kg8 — f8	
25. Td1 — d7:	Le6 — d7:	
26. De2 — d2		

Mit der Beherrschung der Damenlinie erzwingt nun Weiß auf sehr hübsche Weise den Gewinn.

26.	Dh6 — e6	
27. Lf3 — d5!	De6 — g6	

Nimmt Schwarz den Läufer, so ist nach 28 Sd5: der Bauer e7 nicht zu decken.

28. Ld5 — f7!	Dg6 — f7:	
29. Dd3 — b7:	g7 — g6	

Schwarz hat keine Vertheidigung mehr.

30. e5 — c6	Df7 — f6	
31. Se4 — e5	Se6 — e5:	
32. f4 — e5:	Df6 — g5	
33. Se3 — f1	f5 — f4	
34. h2 — h4	Dg5 — e5:	
35. Dd7 — d8 +	Kf8 — g7	
36. Dd8 — e7 †	Aufgegeben;	auf Kh8 kann Weiß durch Dg5 + den Damentausch herbeiführen.

Räthsel.

Charade.

(Viersilbig.)
Von Ludwig Müller.

Eh' Schnee und Eis die Flur bedecken,
Ereilt die erste Silbe dich,
Du ahnst in ihr des Winters Schrecken,
Der Bäume Blätter falben sich.

Die Zweite ist ein flüchtig Wesen,
Ein rastlos ewig rollend Rad,
Das niemals noch geheimmt gewesen,
So lang' ein Mensch gelebet hat

Die Drei und Vier sind kleine Zettel,
Auf Glück und Unglück dir gerecht.
O wahre ja die wing'gen Bettel,
Reich kannst Du durch sie werden leicht.

Das Ganze gilt'g, ohne Blätter,
Trifft Du im Lenz auf Wiesen an,
In Frankfurt wird es oft zum Retter,
Doch häufig Tod es bringen kann.

II.

(Dreisilbig.)
Von * * *.

Die zwei Ersten können nützen
Jedem, der nicht fest
Auf den Beinen, und sie stützen,
Wen die Kraft verläßt.
Auf die Dritte schwingt sich stolz
Wer noch fest auf beiden Beinen,
Doch als Drittes nur von Holz
Wird das Ganze nun erscheinen.

Dies erfreut das Herz des Knaben,
Dem es ward bescheert.
Und es ist von vielen Gaben
Ihm am meisten werth.
Aber auch manch' ernster Mann,
Der die Dritte nie besteigen,
Schafft sich wohl das Ganze an,
Um mit ihm sich zu vergängen.

Scherzräthsel.

Von Karl R—r.

Hochdeutsch stärk' ich Herz und Sinn,
plattdeutsch, wohnt ein Kaiser d'rin.

Arithmogryph.

Von Lehrer O. in M.

1 2 3 4 5 6 7 8 4 5	Klaviervirtuos,	
9 3 8 1 9 5	Oper,	
6 9 10 9 7 1 11	afrik. Insel,	
11 12 11 13	bibl. Person,	
14 9 1 8 8 8 1	immergr. Gewächs,	
4 14 4 11 12 8	altisl. Heldenepos,	
8 14 4 6 11 3 8 7 15	weibl. Name.	

Die Anfangs- und Endbuchstaben der 7 Wörter ergeben von oben nach unten und von unten nach oben gelesen einen männlichen und einen weiblichen Vornamen.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Der Charaden: I. Grasmücke. II. Sommersprossen.
Des Logogryphs: Liebe — Hiebe.
Des g'spaß'gen Rathsels: Tabakspfeife.
Des Silbenräthsels: Ararat, Sanner, Martha, Ammoniak, Tamina, Annam, Drusus, Enzian, Minnesota, Andernach (Alma Tadema — Hans Makart).

Richtige Lösungen sandten ein: Lud. Bl., A. Ky., R. R., Frau Anna St., Kurt Schm., Oswald N., Frau Klara H., Max Dr., Ferdinand G., Frl. Ida G., Walther Fr., Kaffeeflasch, H. E., Paul Sch., H. W., G., K. und R., Max und Adolf Ehlm., Karl E., Karl S., Emil H., Walther G., cand. phil. (?), Paul R., Frieda und W. Hd., G — — r, Max W., A. Ehm., Hugo C., Hermann B., vier junge Damen, Walther S. und Wilhelm R., W. Kdls., Fritz R., Th. M—e. Chr. L., Arthur Fr., Liga H., Edmund H., Gustav Hl., Alfred S., Moritz M., Hermann K., Marie Sch., August Spir., Marie L., Ida H., Hedwig und Elise R., Oskar L., Hermann und Otto R., Ernst und Friederike L., Richard und Emil W., Karl und Paul D., Hermann St., Georg B—l, Wilhelm B., Max Z—L Ernst und Max M., sämmtlich in Halle; ferner: Otto A., A. in Eisleben, L. in Rotsch., W. in Langenbogen, Lehrer K. in Nerdorf, Richard W. in Landsberg, Frau Antonie F. und W. F. in Herolbshausen, Helene W. in Oberweißbach, Herm. Schn. in Besebau, Karl und Ida S. in Schraplau, Albert H. in Leuchstedt, Lehrer Hermann R. in Rosbach da hat., W. Kr. in Esperstedt, R. L. in Aisleben, E. Sch. in Klein-Ballhausen, R. Schf. in Laucha, Anna M. und Emil W. in Eisleben, Agnes und Martha Fr. in Oetzsch, Mike in Planena, Kari Cl. in Lettin, Frau Anna K. in Ober-Teutschenthal, Robert L. in Freyburg, Lehrer R. in Bolperstshausen, F. und L. Pfff. in Passendorf, Sonntagsläßung in Wischeln, Mathilde M. in Teutsen, H. H. in Oberröblingen, Richard B. in Annaburg, Franz Sch. in Lützen, R. W. und B. S. in Delitzsch, L. Sch. in Beyern, A. B. in Kirchscheidungen Klara H. in Großwechsungen, Otto — in Steuden.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Horst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur „Saale-Zeitung."

No. 48. Halle a. d. S., Sonntag 7. Dezember. 1884.

Inhalt: Unser Kalender. Von Dr. R. Kleemann. — Aus dem Waldleben: Verirrte Kinder. — Land- und Hauswirthschaft: Einiges über die Werthschätzung ländlicher Grundstücke. V. — 4o Das Ackerland. — Schach. Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Unser Kalender.

Von Dr. R. Kleemann.

Zeit und Raum sind Worte, bei deren Aussprechen sich schon lange der Alltagsmensch nicht viel mehr denkt, als beim Gebrauche irgend eines andern Hauptwortes, zum mindesten dürfte die Behauptung keines besondern Beweises bedürfen, daß die genannten Stichwörter nur einen sehr kleinen Bruchtheil der Erdenbewohner und auch diese nur in Veranlassung besonderer Studien zum Philosophiren anregen. Nichtsdestoweniger bergen sie eine Fülle von Wissenschaft und Wissenswerthem, trotz ihrer äußern Unscheinbarkeit in sich, ja man darf gerade sie wohl in bevorzugtem Sinne als das All umfassend bezeichnen.

Seitdem die Erde überhaupt vernunftbegabte Wesen, vulgo Mensch genannt zeitigt, und, sicher nicht zu kühn gesprochen, bei allen Völkerschaften ist in mehr oder weniger lebhafter Weise das Bedürfniß nach einer Eintheilung der Zeit und einer Abgrenzung des Raumes gefühlt worden, aber ebenso sicher ist es auch, daß es stets der Himmel mit seinen Myriaden von Welten gewesen ist, und einzig auch heute noch ist, welcher dem Menschen dazu gedient hat, Raum und Zeit abzumessen und zu bestimmen. Wenn jemand in unsern civilisirten Gegenden das nicht Wort haben will und sich in Bezug auf den Raum dahinter verschanzt, daß man mit Hilfe von Wegweisern sich heutzutage überall hin findet und mit Hilfe von Uhren die Zeit und kleine Theile derselben in genauester Weise anzugeben vermag, so vergißt derselbe aber, daß, was ihm heute als fest bestimmte Richtungslinie oder als Zeitangeber erscheint, erst einer aufmerksamen und kundigen, Jahrtausende beanspruchenden Beobachtung des gestirnten Firmaments sein Dasein verdankt, er übersieht, daß er den Himmel als Uhr bei sich in der Westentasche trägt, oder als Kalender auf seinem Arbeitstische liegen hat. Nichts ist dem Seemann bei Ausübung seines Berufs lieber als ein klarer Tag oder eine sternhelle Nacht, denn nur so vermag er mit absoluter Sicherheit seine Position auf dem weiten Ozean und seine Zeit zu berechnen. Läßt sich nicht bei den rohesten Völkerschaften die überraschende Bekanntschaft mit den periodischen und selbst unperiodischen Vorgängen am Himmel, wie sie von Forschungsreisenden übereinstimmend angetroffen wird, mit dem Mangel der oben genannten Hilfsmittel am besten erklären? Gerade dieses nämlich zwingt sie, ihr Augenmerk dahin zu richten, wo der Ursprung aller zeitlichen und räumlichen Eintheilung zu suchen ist.

Die Regelmäßigkeit der astronomischen Vorgänge einerseits und ihre Wechselfülle andererseits ließen frühzeitig die Zeit darnach in größere und kleinere Abschnitte zerlegen. So finden wir fast bei allen Völkern, von denen uns geschichtliche Notizen Kunde bringen, in frühester Zeit die Sonnenuntergänge dazu benutzt, einen Abschnitt der Zeit zu markiren. Es erschien dies das natürlichste, weil dies Ereigniß zu einer Tagesstunde eintrat, die man wachend zu verleben pflegt und außerdem auch, wenn die Sonne durch Wolken bedeckt war, doch ziemlich sicher erkannt werden konnte. Gegen den Sonnenaufgang als Zeitmarke sprach der Grund, daß dieser an vielen Tagen zu einer der Ruhe gewidmeten Zeit sich vollzog, und Mittag oder gar Mitternacht waren noch unsicherer zu bestimmen. Nach diesen ersten Anfängen der Zeiteintheilung wurde aber die Nacht zum folgenden Tage gerechnet.

Wenn nun auch die Verschiedenheit in den Untergangszeiten von einem Tage auf den andern nur sehr gering ist, so merkte man doch bald, daß bei dieser Eintheilung verschiedene Tageslängen resultirten, da der Anfang bald früher, bald später eintrat. Dies führte zu dem Bestreben einer genaueren Zeiteintheilung, und man fand sie, indem man den theilweise durchwachten Theil der Nacht zum vorhergehenden, den anderen Theil zum folgenden Tage rechnete. So kam Mitternacht zu seinem noch heute im bürgerlichen Leben behaupteten Vorrechte, als Zeitscheide zu dienen.

Hatte man nun schon eine bestimmt begrenzte Zeitperiode aufgefunden, so wurde doch die Rechnung mit derselben wegen der bald erreichten hohen Zahlen so unbequem, daß das Be-

Mannichfaltiges.

sn. Der rothe Schnee war lange Zeit ein Gegenstand der verschiedensten Combinationen. Man hielt ihn für einen vom Winde hergewehten rothen Blüthenstaub, dann die in ihm befindlichen organischen Roth-Kügelchen für die gestielten Knöpfchen eines Brandpilzes, endlich für einen aus der Luft herabfallenden und darum über so weite Flächen verbreiteten Meteor-Organismus u. a. m. Erst von der berühmten Polarexpedition von Roß und Parry im Jahre 1818, bei welcher Kapitän Roß von der grönländischen Küste die 600 Fuß über dem Meere belegenen „Scharlachklippen" entdeckte, welche die Wände der Baffins-Bay im brennendsten Roth erglänzen ließen, rührt die Erkenntniß her, daß der rothe Schnee der Polarländer und Gebirge seine Färbung einem lebendigen Wesen verdankt, nämlich der rothen Schnee-Alge, von den Gelehrten Protococcus kermesina nivalis genannt. Sie erträgt den außerordentlichsten Temperaturwechsel, sowohl die trockenste Hitze als auch eine weit über 100° hinausgehende Kälte, d. h. in der Form der sogenannten „ruhenden Sporen". Zu ihrer gedeihlichen Entwicklung verlangt aber auch die Schneealge, trotz ihres eisigen Aufenthalts, eine etwas über den Nullpunkt hinausgehende Wärme, weshalb sie wie am Pol so auch im ewigen Schnee unserer Gebirge nur im Sommer erscheint, erst als leichter, rosenrother Anflug, dann mit wachsender Farbentiefe und endlich als schwärzliche Masse. Im übrigen begeitirt sie aber nicht im reinen Schnee, sondern eine dünne Schicht unorganischen Staubes, den die Oberfläche des Schnees und Eises stets zeigt, sobald sie eine längere Zeit gelegen hat, führt der Schneealge ihren Bedarf an mineralischen Bestandtheilen zu. Dieser von Nordenskjöld auf seinen Expeditionen eingehend untersuchte Staub unterscheidet sich wesentlich von unserem gewöhnlichen erdreicheren Staub, so daß ihm der genannte Gelehrte den besonderen Namen Kryokonit, d. i. Eisstaub, gegeben hat.

Literatur und Kunst.

* Vom „Wissen der Gegenwart", dem ebenso praktischen und empfehlenswerthen Unternehmen des Freytag-Tempsky'schen Verlags, sind uns drei weitere Bändchen — jedes derselben kostet elegant in gepreßten grünen Leinenband gebunden 1 M. — zugegangen. Wir nennen zuerst Nr. XXVIII.: Die Elektrizität und ihre Anwendungen. In ihren Prinzipien für weitere Kreise dargestellt von A. Waßmuth. Das vorliegende Buch entwickelt in klarer, gemeinverständlicher Darstellung die wichtigsten Gesetze der Erzeugung und Wirksamkeit der Elektrizität und giebt auf dieser Grundlage eine Erklärung aller wichtigeren Anwendungen dieser Naturkraft. Durch 119 in den Text gedruckte Abbildungen findet das Wort eine vortreffliche belebende Unterstützung. — In Band XXIX schildert J. Falkenstein „Afrikas Westküste." Vom Ogowe bis zum Damaraland. Es muß vor

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18841207070/fragment/page=0001

bürfniß, mehrere solcher kleinen Zeitabschnitte zu einem größeren zusammenzufassen, ein völlig naturgemäßes Ergebniß war. Diesmal war es der Mond mit seinen verschiedenen Profilen, der gute Anhaltspunkte zu bieten schien, und der damit die Festsetzung der Woche und des Monats verursachte. Ungefähr je 7 Tage vergehen zwischen Neumond, erstem Viertel, Vollmond, letztem Viertel, Neumond und so entstand die siebentägige Woche und zunächst ein 28- oder 29tägiger (Mond —) Monat.

Doch man stand nicht still. Die unbewußt sorgfältig angestellten Beobachtungen am nächtlichen Himmel führten nämlich zu der damals gewiß merkwürdig erschienenen Entdeckung, daß irgend ein bestimmter Stern zu gewisser Zeit kurz vor Sonnenuntergang aufging, dann kurz nach Sonnenuntergang unterging und endlich wieder der Sonne in der Morgendämmerung vorauseilte, mit anderen Worten, daß (scheinbar) ein Stern, der jetzt bei der Sonne gesehen wurde, sich immer weiter von derselben entfernte, bis er ihr am Himmel gerade gegenüberstand und ihr sich dann von der andern Seite wieder näherte, bis er wieder neben ihr gesehen wurde. Die Regelmäßigkeit auch dieser Vorgänge führte auf das Jahr und zwar auf das Sonnenjahr.

Nach den aufgefundenen Schriftdenkmälern müssen die Chinesen schon in sehr früher Zeit eine staunenswerthe Kenntniß in astronomischen Dingen besessen haben. Wir finden Notizen, daß am Ende des 3. Jahrtausend vor Christi Geburt die Chinesen die Länge ihres Jahres auf $365\frac{1}{4}$ Tage festsetzten, also einerseits ein Sonnenjahr hatten und zum andern die wahre Länge desselben ziemlich richtig erkannten. Nach dieser Nation erscheinen uns die Egypter und Chaldäer als diejenigen, welche schon in sehr früher Zeit ein Sonnenjahr besessen haben, und ich will vorausschicken, daß es Gründe giebt anzunehmen, daß die Chaldäer ihre Kenntniß von den Egyptern entlehnt haben, so gut wie das Umgekehrte wahrscheinlich ist. Da dieser Umstand aber an dieser Stelle völlig bedeutungslos ist, verzichte ich, gewiß mit der Zustimmung der geehrten Leserin oder des geehrten Lesers, hier näher darauf einzugehen; wir betrachten daher beide parallel nebeneinander, und was ich von den Egyptern mittheile, darf man, ohne den Zorn der Historiker zu erregen, auf die Chaldäer ausdehnen. Speziell sei erwähnt, daß der synodische Mondmonat der Chaldäer nur um $4\frac{1}{2}$ Sekunden fehlerhaft war. Das Jahr der Egypter umfaßt gerade 365 Tage, welche sie auf 12 Monate von gleicher Länge vertheilten, hinter denen sie am Schlusse 5 Tage einschalteten (die sogen. ἐπαγόμενοι). Auf diese Zeiteintheilung waren sie gekommen durch die Beobachtung, daß der Sirius, der hellste Fixstern, der bei ihnen den Namen Seth, Seth oder auch Sothis trug, mit der Sonne zusammen aufging, wenn bald nachher der Nil zu steigen begann, um das Land zu überschwemmen. Da sie aber bei der Bestimmung des Jahres etwa $\frac{1}{4}$ Tag vernachlässigten, was sie wohl wußten, aber wegen Festen und heiligen Gebräuchen an die Zahl 365 gebunden waren, so begann jedes neue Jahr $\frac{1}{4}$ Tag früher, also nach 4 Jahren war bereits 1 Tag verloren und nach $4 \times 365 = 1460$ Jahren ein ganzes Jahr, d. h. die Jahreszeiten fielen nun zwar wieder auf dieselben Jahrestage wie vor 1460 Jahren, aber es hatten in 1460 solcher Jahre nur 1459 Jahreszeitenwechsel stattgefunden. Wie erwähnt, hatte der Sirius (α im Sternbilde des großen Hundes) die Länge des Jahres bestimmt, und aus diesem Grunde wurde, weil nach 1460 egyptischen Jahren der Sirius wieder zu derselben Zeit zugleich mit der Sonne aufging, wie am Anfang dieser Periode, dieselbe die Hundssternperiode oder Sothisperiode genannt.

Etwas der Wahrheit näher in der Abgrenzung des Jahres kamen die Griechen. Freilich waren die Anfänge der Zeitrechnung dieses Volkes dafür um so mangelhafter. Man hatte gebundene Mondjahre, die man durch Schaltmonate in Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahre zu bringen versuchte, während die Abtheilungen des Tages und der Jahreszeiten noch viel willkürlicher gewesen zu sein scheinen. Aristophanes läßt einen Athener seine Freunde auf die Zeit des zehnfüßigen Schattens einladen und Hesiod theilt das Jahr in eine Ernte- und eine Pflügezeit. Der Monat wurde begonnen mit dem ersten Erscheinen der Mondsichel, wozu man sich aber nicht astronomischer Berechnung, sondern direkter Beobachtung bediente. Das schloß natürlich nicht aus, daß der Monat an verschiedenen Orten an verschiedenen Tagen begann und bei bedecktem Himmel konnte diese Bestimmung überhaupt nicht ausgeführt werden. Man suchte dann diesem Mißstande dadurch abzuhelfen, daß man volle Monate von 30 Tagen mit hohlen von 29 Tagen in bestimmter Reihenfolge abwechseln ließ, was aber immer noch so gewaltige Fehler und Unbequemlichkeiten in die Zeitrechnung brachte, daß ein Menschenalter genügte, um sie zu entdecken. Das dauerte so bis zum J. 430 v. Chr., wo Meton seinen berühmten 19jährigen Cyklus einführte. Er verband nämlich 19 Mondjahre von je 12 Monaten zu 29 und 30 Tagen zu einer Periode in der Weise, daß er 7 Schaltmonate einreihte, und zwar war das 3. 5. 8. 11. 13. 16. und 19. seines Cyklus ein Schaltjahr. Der in diesen Jahren eingeschaltete Monat fiel stets zwischen den Poseideon und Gamelion und wurde einfach als Poseideon II bezeichnet, hatte aber gleichfalls bald 29 (3mal), bald 30 Tage (4mal). Diese Periode, welche 6940 Tage zählte, war um etwa $\frac{1}{4}$ Tag zu groß, weshalb später Calippus sie zu verbessern suchte, indem er in jeder 4. Periode einen Tag wegließ. Dadurch erhielt er als Durchschnittslänge eines Jahres $(4 \times 6940) - 1$ dividirt durch 4×19 d. h. $365\frac{1}{4}$ Tag. Ueber diese Länge wird weiter unten noch ausführlicher gehandelt.

Wenn ich mich nun nicht gleich zur Zeitrechnung der Römer wende, so hat das seinen Grund darin, daß diese nicht gut aus dem Zusammenhange, den sie mit unserer jetzigen Rechnung hat, herausgerissen werden kann. Außerdem liegt es wegen der Aehnlichkeit mit der griechischen Zeitrechnung nahe, uns den Hebräern zuzuwenden. Mit der Zeit vor der Zerstörung Jerusalems sind wir bald fertig. Man rechnete, wie noch heutzutage, bei den Juden nach Mondjahren und über die Bestimmung der Anfangstermine gilt das bei den Griechen Gesagte. Die Tage wurden ohne Rücksicht auf die Jahreszeit in 12 gleiche Theile (Stunden) getheilt, die demnach im Laufe

---

allem uns Deutsche mit stolzer Freude* erfüllen, wenn wir aus der einleitenden Geschichte der Entdeckungen des darzustellenden Gebietes entnehmen, daß deutsche Gelehrte in erster Reihe auch auf diesem Gebiete ein hohes Verdienst beanspruchen dürfen; und wenn jetzt auf diesem Grund und Boden deutsche Kolonien gegründet werden sollen, so darf für die innere Berechtigung solcher friedlichen Eroberungen gewiß auch der Umstand geltend gemacht werden, daß geistig diese Eroberung schon vollzogen ist und jetzt nur den nothwendigen äußeren Abschluß finden soll. Gerade unter diesem Gesichtspunkt darf das vorliegende Buch einen ganz besonderen Werth beanspruchen und dem Publikum empfohlen werden. Die Besitzer des 14. und 24. Bandes des „Wissens der Gegenwart" (Hartmann: „Abessynien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas" und desselben Verfassers „Nilländer") werden den vorliegenden Band als eine willkommene Fortsetzung begrüßen. — Der XXX. Band, H. Blümner's Kunstgewerbe im Alterthum, 1. Abtheilung. Das antike Kunstgewerbe nach seinen verschiedenen Zweigen, giebt eine Darstellung der Technik und Statistik der verschiedenen Zweige des Kunstgewerbes. Textilkunst, Keramik, Glasarbeit, Arbeit in Holz, Elfenbein 2c., Metallarbeit, Steinschneidekunst, Mosaik, dekorative Wandmalerei im Alterthum. Dabei tritt naturgemäß das griechische Kunstgewerbe, das die eigenartigsten und vollendetsten Schöpfungen aufzuweisen hat, in den Mittelpunkt, während die kunstgewerblichen Erzeugnisse der Egypter, Assyrer, Phönizier, Etrusker und Römer hauptsächlich in so weit in den Kreis der Betrachtung einbezogen werden, als sie auf das griechische Kunstgewerbe Einfluß geübt oder von diesem Einfluß erfahren haben. Das bewegende und belebende Element aber, das wie eine Naturkraft in dem griechischen Kunstgewerbe wirksam erscheint, ist der alle und alles umfassende Schönheitssinn, der unbeirrt von dem Gedanken an die etwaige Geringwerthigkeit des Materials, an die schembare Unbedeutendheit des Zweckes und die Dauerlosigkeit des Werkes auch das Kleinste mit ausdauerndem Fleiß, mit andächtiger Hingebung erfaßt und zu den denkbar schönsten Formen emporführt. Für jeden einzelnen Zweig des antiken Kunstgewerbes weist das vorliegende Werk die Mittel und Wege nach, durch welche, von den ersten Anfängen aufsteigend in der Verwirklichung jener Gedanken die Höhe der Vollendung erreicht oder durch Abirrung von jenen Gedanken wieder verloren wurde; in Wort und Bild werden die uns erhaltenen Zeugnisse und Erzeugnisse der kunstgewerblichen Thätigkeit des Alterthums anschaulich vorgeführt.

* A. Hartleben in Wien zeigt uns an, daß in seinem Verlage ein umfassendes, reich illustrirtes Werk über Afrika in Kürzem zu erscheinen beginnt. Verfasser ist der durch seinen glänzenden und gediegenen Stil berühmte A. von Schweiger-Lerchenfeld, in dessen Händen der gewaltige Stoff sich einer sicherlich eleganten und würdigen Behandlung erfreuen wird. Das Werk führt den Titel: Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Mit 300 Illustrationen in Holzschnitt und 18 kolorirten

boden, welcher an Nässe leidet und deshalb weniger zu Getreide als zu Graswuchs sich eignet, ist gleichfalls hierher zu setzen, ebenso der humose Boden, welcher wegen seiner Beschaffenheit hauptsächlich nur bei dem Anbau von Hafer gute Erträge liefert. — Einen solchen Boden würden wir niemals als Weizenboden II. Klasse bezeichnen. Nach Pabst's System dürfte er vielleicht Weizenboden IV. Klasse genannt werden.

VII. Klasse. Sandiger, magerer Lehmboden oder lehmiger Sandboden mit häufig wechselndem Untergrunde. Lage eben oder sanfthügelig, in großen Flächen in der sogenannten baltischen Ebene vorhanden, wo der Regenfall gering ist und verhältnißmäßig wenig Wiesen vorkommen. — Häufig noch viele Steine in der Krume. — In diese Klasse bringt Koppe auch alle mageren Gebirgsbodenarten, welche an den entgegengesetzten Mängeln wie der obige leiden, nämlich an einem durchlassenden Untergrunde.

VIII. Klasse. Nasser magerer Thon- und Lehmboden. Humoser Sandboden mit durchlassendem Untergrunde.

IX. Klasse. Lehmiger Sandboden mit durchlassendem Untergrunde. Sandboden mit anhaltendem Untergrunde. Ebene oder hügelige Lage. Die Ackerkrume sehr wechselnd und häufig in ganz unfruchtbaren Sand übergehend. In großen Flächen bei uns im nördlichen Deutschland anzutreffen.

X. Klasse. Boden aller Art, welcher keiner Verbesserung fähig ist, aber dennoch durch abwechselnde Beweidung und Beackerung einen kleinen Reinertrag zu geben vermag. — Gewöhnlich loser Sand, der durch öfteres Beackern „zu beweglich" werden würde. Hierher stellt unser Gewährsmann auch den grandigen Haideboden, welcher ebensowenig verbesserungsfähig sein soll als jener, und er sagt von demselben wohl ganz richtig, daß er nicht dazu anregen könne, für dessen Anbau ein Kapital flüssig zu machen. — Möchten doch unsere jungen kauf- und pachtlustigen Landwirthe diese Worte des Altvaters Koppe beherzigen; dieselben sind heute noch ebenso wahr und zutreffend wie vor 25 Jahren, als jener erfahrene Landwirth sie niederschrieb. — In dem Koppe'schen Lehrbuche sind für die 10 Klassen seines Systems die durchschnittlichen Erträge angegeben; wir unterlassen jedoch, dieselben hier wiederzugeben, da sie fast alle viel zu niedrig für unsere heutige Bewirthschaftungsweise sind, so z. B. nahm er an, daß auf dem Boden erster Klasse durchschnittlich nur 11 Scheffel Weizen pro Morgen geerntet würden; wir wissen aber aus eigener Erfahrung, daß jetzt auf solchem Boden bei guter Kultur und zweckmäßiger Düngung das doppelte Quantum geerntet wird, besonders dann, wenn man die besseren englischen Weizensorten anbaut.

Es dürfte heute sehr schwer sein über den Geldwerth unserer verschiedenen Bodenklassen einigermaßen zutreffende Angaben zu machen; die Preisdifferenzen, welche sich in unserer Provinz beim Verkauf der besseren und besten Bodenarten pr. Hektar herausstellen, sind sehr bedeutend; man zahlte z. B. für Feldland I. und II. Klasse in hiesiger Gegend bis vor kurzem 3000—6000 M. pr. Hektar; doch scheint augenblicklich bezügl. der Preissteigerung ländlicher Grundstücke ein Stillstand einzutreten und es wurde uns neuerdings berichtet, daß in verschiedenen Ortschaften unserer Provinz gutes Ackerland (2. Klasse) im Werthe um mehrere 100 M. pr. Hektar zurückgegangen sei.

Endlich haben wir als Moment für die Werthschätzung des Ackerlandes noch einige andere modifizirende Einwirkungen namhaft zu machen, die in älterer Zeit bei den meisten Taxirungen zwar wenig Beachtung gefunden haben, solche aber jetzt in vollstem Maße verdienen. Die Lage des Grundstückes gegen den Stand der Sonne ist ohne Frage von großer Wichtigkeit; es ist durchaus nicht gleichgiltig, ob das Feld eine Neigung nach Süden und Osten oder nach Westen und Norden besitzt. Die Südlagen sind ohne Frage die werthvollsten. Wir haben ganz besonders die mehr oder weniger geneigte, hohe oder tiefe Lage und die sonstige oberflächliche Gestalt des Bodens, sowie auch die Gelegenheit für den Wasserabzug zu beachten. Die Nähe von Flüssen, Seen 2c. ist einerseits von Einfluß auf das Klima, die Feuchtigkeitsverhältnisse 2c. des Ortes, wie auch anderseits die Nachbarschaft von großen Waldungen dürfen niemals unterschätzt werden, besonders dann nicht, wenn letztere in nördlicher Richtung von dem qu. Grundstücke liegen und dazu beitragen können, die kalten Nordwinde etwas abzuschwächen.

Die Lage zu Dorf und Stadt bietet manche Vortheile, bringt aber auch Nachtheile mit sich, die nicht unerwähnt bleiben dürfen. Ein rascher, sicherer Absatz aller landwirthschaftlichen Produkte ist unstreitig von sehr großem Werth; die Gelegenheit aus der nächsten Stadt Latrinen-Dünger kaufen zu können, darf nicht unterschätzt werden. Ein Nachtheil entsteht durch die Nähe der Stadt (mit einer sehr armen Bevölkerung) durch die häufig vorkommenden Felddiebstähle, welche den Landmann — besonders im Herbst zur Zeit der Kartoffel-Ernte — nöthigen, zuverlässige Wächter und Feldhüter anzustellen.

Die Meereshöhe des Ortes, bei welchem die abzuschätzenden Grundstücke liegen, muß schließlich auch noch in Betracht gezogen werden, da solche ebenfalls von Einfluß auf die Höhe der Erträge und die Sicherheit der einzubringenden Ernte ist. Es ist allgemein bekannt, daß die klimatischen Verhältnisse eines Ortes bestimmt werden durch die geographische Lage nach dem Breite- und Längengrade, durch die physische Lage innerhalb des Binnen- oder Küstenlandes, durch die orographische und hydrographische Gestaltung des Landes und endlich noch durch die Erhebung über der Meeresfläche. Der schönste Acker in sehr hoher Lage wird stets den tiefer gelegenen Feldern bei gleicher Bodenbeschaffenheit im Werthe nachstehen.

Die geographische Lage entscheidet vorzugsweise über das Ausmaß der Wärme, die Meereserhebung des Ortes aber über die Vertheilung von Regen und Schnee und endlich die orographische Gestaltung über die Richtung der Luftströmungen oder Winde im Laufe des Jahres. Fr.

* * *

* Ueber Petroleum-Hängelampen. Hängelampen findet man, wie das „Schw. Gew." schreibt, zumeist da in Gebrauch, wo sich an der darunter befindlichen Stelle oder in dem betr. Raume mehrere oder viele Personen zusammenfinden und zusammendrängen, und besonders in Gasthäusern ist die Petroleum-Hängelampe an Stelle der Gasbeleuchtung vielfach in Anwendung gekommen. Man hat aber doch nur sehr wenig oder gar nicht daran gedacht, daß eben die Petroleum-Hängelampe durch ihren erhöhten Standpunkt im Falle einer Explosion eine weit größere Gefahr heraufbeschwört. In der That ist die Hängelampe, mit explosivem Oel gefüllt, durchaus nicht so harmlos als sie den Anschein hat, und der Vortheil, daß sie eben vor der Gefahr des Umwerfens und Umfallens bewahrt ist, wird dadurch, daß sie für eine größere Anzahl von Menschen gefährlich wird, wohl aufgewogen. Man sollte diesem Punkte weit mehr Aufmerksamkeit schenken und die Hängelampe möglichst niedrig, womöglich in der Höhe einer Stehlampe über dem Tisch schweben lassen, denn je höher sie befindlich ist, desto umfangreicher wird die Gefahr im Falle einer Explosion. Würde man häufiger den Gedanken an die Gefahr gehegt haben, welcher man so leicht ausgesetzt sein kann, wenn man über sich ein Gefäß mit höchst brennbarem Oel hat, aus welchem sich ständig eine Flamme nährt, man würde den Hänge-Petroleumlampen nicht so häufig begegnen, als dies leider bereits der Fall ist. Jedenfalls sollte man bei Verwendung von Petroleum-Hängelampen noch besondere Vorsichtsmaßregeln in Anwendung bringen. Zunächst das einfachste, nicht genug in Erinnerung zu bringende Hauptmittel gegen die Explosionsgefahr selbst, nämlich einen genügend starken, die Hülse gut ausfüllenden Docht, welcher das Zurückschlagen der Flamme verhindert, dann aber auch die Anbringung einer Glas- oder besser Blechschüssel, welche die Petroleumwanne in einiger Entfernung ganz umschließt und bei einem Zerspringen der letzteren das Petroleum aufzufangen bestimmt ist. Bei Lampen, die sich in Gesichtshöhe befinden, empfiehlt sich ein Umfassungsring des Glasbehälters von etwas größerer Höhe als der letztere, aus Blech und etwas abstehend. Außerdem besteht aber das eigentliche Vorbeugungsmittel gegen die Explosionsgefahr bei der Petroleumlampe in der etwas abgeänderten Konstruktion derselben, welche alle zunächst von Wichtigkeit wäre und darin besteht, daß Leuchtflamme und Petroleum durch einen beträchtlich verlängerten Dochtzwischenraum von einander abgetrennt werden, was in seiner äußersten Konsequenz zu einer eigentlichen Leitung des Petroleums von einem Behälter zu der Flamme führen und welches System gerade den Hängelampen die richtige Basis geben würde. Für kürzere Entfernung würde die Leitung des Petroleums zur Flamme durch den Docht selbst geschehen können, bei längeren aber durch eine eigentliche enge Rohrleitung geschehen müssen und von dieser nahe der Flamme in den Docht übergehen. Es wird auf diese Weise der die eigentliche Explosion verursachende Luftraum über dem Petroleum im Behälter und damit auch die Explosionsgefahr ganz vermieden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18841207070/fragment/page=0002

gebracht war und das Kind schlagen wollte, wenn er es erst hätte, fing bitterlich an zu weinen, ja zu beten, und gelobte alles mögliche, wenn ihn der Himmel sein Kind lebend und gesund wiederfinden lasse.

So wanderten die Suchenden weiter bis zu der Stelle, wo Fritz den Kindern begegnet war. Als sich hier der Weg trennte, ward es nöthig, in zwei Abtheilungen vorzugehen.

Der Forst war groß — sehr groß — die Nacht dunkel, wohin sollte man sich wenden? Zudem hatten die Kinder gesagt, daß das Tuch ein Stück vom Wege ab liege. Aber wo? darauf hatte Fritz nicht geachtet. Durch Abschießen der Gewehre, so wurde verabredet, wollte man sich verständigen und für den glücklichsten, den Auffindungsfall, einen Doppelschuß abgeben.

Die Laternen wurden jetzt nochmals untersucht und vorwärts ging es unter lautem Rufen nach zwei Richtungen hin in den großen finstern Wald hinein.

Die Aussicht auf Erfolg war freilich eine sehr geringe.

Land- und Hauswirthschaft.

Einiges über die Werthschätzung ländlicher Grundstücke.

V.

4c. Das Ackerland.

Wenn wir am Schluß der letzten Nummer aussprechen mußten, daß jenes süddeutsche oder Schönleutner'sche Klassifikations-System heute nicht mehr genügte, so können wir das mit demselben Rechte auch von unserem alten norddeutschen Systeme sagen; es wird dieses nur noch vereinzelt in Anwendung gebracht und in den allermeisten Fällen eine Erweiterung desselben mit passenderen Bezeichnungen vorgenommen.

Die Schönleutner'schen Angaben und Benennungen seiner 9 Bodenklassen führten die Taxatoren darauf, bei der Bonitirung des sog. Weizen-, Gersten-, Hafer- und Roggenbodens, mehr Rücksicht auf die Kleefähigkeit der Felder zu nehmen, als dies früher an vielen Orten der Fall gewesen ist, und sie empfahlen beispielsweise folgende Bezeichnungen anzuwenden: Luzernefähiger oder rothkleefähiger Weizenboden, esparsettefähiger Hafer- und Roggenboden; ein ärmeres Erdreich, welches zum Kleebau nicht geeignet ist, nennt man nach dieser Methode: nicht mehr kleefähigen Haferboden.

Die vom Professor Dr. Birnbaum angegebenen Bezeichnungen der verschiedenen Bodenarten bezüglich ihrer Anbaufähigkeit resp. Beschränkung verdienen hier unsere Beachtung; derselbe giebt für sein Klassifikations-System folgende 10 Stufen an:

1. Stufe. Boden, auf welchem man bei rationeller Behandlung, ohne besondere Kunstmittel anzuwenden, von allen im herrschenden Klima anbauwürdigen Gewächsen lohnende Erträge gewinnen kann, mit der Werthsziffer: 10.

2. Stufe. Die Ernten sind nicht mehr für alle Pflanzen gleich sicher oder die Erträge nicht mehr gleich lohnend, weil diese nur durch Aufwendung größerer Kosten zu erlangen sind. Ziffer: 9.

3. Stufe. Die besseren Handelspflanzen geben überhaupt keine lohnenden Erträge mehr. Ziffer: 8.

4. Stufe. Auch die besseren Futterpflanzen bleiben räthlicherweise ausgeschlossen. Ziffer: 7.

5. Stufe. Die besseren Weizenvarietäten und die Gerste sind nicht mehr sicher im Anbau. Ziffer: 6.

6. Stufe. Die Gerste bleibt räthlicherweise ausgeschlossen. Ziffer: 5.

7. Stufe. Der Weizen bleibt ausgeschlossen. Ziffer: 4.

8. Stufe. Bodenarten mit unsicheren Haferernten. Ziffer: 3.

9. Stufe. Auch die Roggenernten sind nicht mehr sicher. Ziffer: 2.

10. Stufe. Lupinenboden. Ziffer: 1.

Nach unserer Ansicht sind diese Birnbaum'schen Bezeichnungen für die ersten 6 bis 7 Stufen oder Klassen durchaus zutreffend, hingegen für die letzten 3 oder 4 Klassen nicht mehr ganz ausreichend.

Wir besitzen in unserem norddeutschen Vaterlande leider sehr viele leichtere oder ärmere Bodenarten, die zwar zum Anbau von Roggen, Hafer, Buchweizen 2c. noch benutzt werden können, welche aber in dem B.'schen Systeme nicht recht unterzubringen sind und für welche daher noch besondere Stufen oder Klassen gemacht werden müßten. — Der Professor H. W. Pabst in Wien hat ein Klassifikations-System mit 16 Stufen entworfen, bei welchem die ärmeren Bodenarten ebenswohl Berücksichtigung finden, wie die reichen Weizenbodenarten der Niederung. Dieser Autor benennt seine 16 Klassen folgendermaßen:

1. Sehr guter Niederungs-Weizenboden.
2. Sehr guter Niederungs-Gerstenboden.
3. Weizenboden I. Klasse.
4. Weizenboden II. „
5. Gerstenboden I. „
6. Gerstenboden II. „
7. Weizenboden III. „
8. Gerstenboden III. „
9. Weizenboden IV. „
10. Haferboden I. „
11. Haferboden II. „
12. Roggenboden I. „
13. Mooriger Haferboden.
14. Ganz geringer Haferboden.
15. Roggenboden II. Klasse.
16. Roggenboden III. „

Diese Pabst'sche Klassifikation der Ackerboden-Arten hat sich sowohl in Süd-, wie bei uns in Nord-Deutschland an vielen Orten Eingang verschafft, wohingegen das schließlich noch zu erwähnende System unseres berühmten Altvaters Koppe nur vereinzelt in Gebrauch gekommen ist, vielleicht aus dem Grunde, weil er beim Entwurf desselben weder auf den mittleren Gerstenboden, noch auf den mittleren Roggenboden genügend Rücksicht genommen hat.

Der Professor Dr. Emil Wolff in Hohenheim hat vor Jahren die 10. Auflage des vielgerühmten Koppe'schen Lehrbuches „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht" durchgesehen und mit Zusätzen herausgegeben. In dem 2. Kapitel dieses Buches, in welchem Koppe von der Werthschätzung der Ertrag gebenden Grundstücke und anderer Nutzungsgegenstände spricht, sagt er bezüglich der Boden-Klassifikation:

„Mit Thaer nehme ich 10 Haupt-Ackerklassen an und benenne dieselben folgendermaßen":

I. Klasse. Reicher, tiefer und in jeder Hinsicht fehlerfreier Boden. Humoser Thonboden oder mergelicher humoser Thonboden.

II. Klasse. Reicher Boden, der viel Kraut und Stroh erzeugt, aber geringe Körner liefert. Thoniger Humusboden, welcher hohen Ertrag von Sommerfrüchten, aber nur geringen Weizenertrag liefert, namentlich bezüglich der Körner, weshalb die meisten Landwirthe vorziehen, denselben theilweise mit Roggen anzubauen.

III. Klasse. Strenger Thonboden, weder durch Humus, noch durch Sand oder Kalk gehörig gelockert und zur Bearbeitung tauglicher gemacht, weshalb er starke Anspannung erfordert.

IV. Klasse. Reicher, tiefer Lehmboden und sandiger Lehmboden. Hierher gehört auch derjenige humose Boden, welcher zu wenig Thon enthält, um die Kultur von Weizen zu gestatten, aber dennoch wegen seines reichen Ertrages an Sommerfrüchten hohen Werth hat.

V. Klasse. Sandiger, mergliger Lehmboden mit anhaltendem (d. h. das Wasser) Untergrunde und 2—3% Humus. Findet sich in großen Flächen in wellenförmigen Gegenden, giebt sehr sichere Winterungsernten und von den Sommerfrüchten schöne schwere Körner, aber in trockenen Jahrgängen nur wenig Stroh. — Koppe nannte diesen Boden — nicht mit Unrecht — das „Element der Merino-Schäfereien, welche auf Sommerweide angewiesen wären".

VI. Klasse. Magerer Thon- und Lehmboden, mit undurchlassendem Untergrunde (Weizenboden II. Klasse) der Gebirgs-

eines Jahres sehr verschieden ausfallen mußten. Die Nächte theilte man in 3, später in 4 Wachen ein. Der jetzigen jüdischen Zeitrechnung liegt der Meton'sche Cyklus unter, und sie hat sich erst nach der Zerstörung Jerusalems ausgebildet. Die Jahre der Juden sind ebenfalls gebundene, d. h. man bringt sie durch Einschalten von Monaten in Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahre. Ceremonialbestimmungen verbieten aber, daß das Jahr an einem Sonntag, Mittwoch oder Freitag beginnt, ebensowohl als daß ein streng zu feiernder Festtag vor oder nach dem Sabbath fällt. Dadurch entstehen 6 verschiedene Jahreslängen, nämlich mangelhafte, ordentliche, überzählige Gemeinjahre und analog bezeichnete Schaltjahre von 353, 354, 355, 383, 384, 385 Tagen. Der Tag zerfällt jetzt in 24 Stunden, aber mit dem Abend beginnend, die Stunde in 1080 Chlakim und der Chlak in 76 Regaim. Der Jahresanfang schwankt zwischen unserm 6. Sept. und 7. Okt.

Ein reines Mondjahr, d. h. eine Jahresfixirung unter absolutem Ausschlusse der Sonne haben noch jetzt die Türken. Ihr Jahr hat 354 resp. 355 Tage, ohne weitere Einschaltung, sodaß es klar ist, daß alle Feste der Türken und alle Jahreszeiten nach und nach das gesammte Jahr durchlaufen. Sie zählen von der Flucht Muhameds vom 16. Juli 622 unserer Zeitrechnung an, müßten also, wenn sie auch Sonnenjahre hätten, 1884 das Jahr 1263 beginnen, sie fangen aber in diesem Jahre mit dem Jahre 1303 ihrer Zeitrechnung an. Uebrigens scheint man nicht allzu peinlich mit dem Jahresanfang zu sein, wie die folgenden beiden Notizen aus der türkischen Zeitung Wakit darthun. 12. November 1882: „Heute ist der Beginn eines neuen Jahres und eines neuen Jahrhunderts. Alle wahren Muhamedaner und Osmanen beten heute zu Gott, daß das an diesem Tage beginnende vierzehnte Säkulum der Hedschra unserem Herrscher, dem Sultan, und unserm Reiche Glück und Gedeihen bringen möge. Mit Gottes Hilfe wird in diesem Jahrhundert die Türkei eine Stätte der Wissenschaften werden und sich die Errungenschaften der modernen Civilisation vollständig aneignen. Mit Gottes Hilfe wird in diesem Jahrhundert unter dem mächtigen Schirm Sr. Majestät des Sultans die osmanische Nation, immer mehr erstarkend, die ganze Welt mit ihrem Ruhme und ihrer Herrlichkeit erfüllen." Gegenüber dieser hochpathetischen prophetenmäßigen Auslassung macht die nachstehende lakonische Notiz derselben Zeitung vom nächsten Tage einen mehr als komischen Eindruck: „Obgleich nach der allgemeinen Annahme das neue Jahr am gestrigen Tage beginnen sollte, so ist nachträglich durch ein Erkenntniß des Mufti festgesetzt worden, daß das neue Jahr erst vom heutigen Tag an zu rechnen ist." — Bravo! — Uebrigens will ich noch bemerken, daß man in der Türkei viel eher in die Jahre kommt, denn ein 100jähriger Greis vom Bosporus ist nicht älter als ein 97jähriger Christ. Das türkische Jahr beginnt mit dem Monat Moharrem von 30 Tagen, die folgenden 11 Monate haben regelmäßig abwechselnd 29 und 30 Tage, so daß der 1. 3. 5. u. s. w. 30, der 2. 4. 6. u. s. w. 29 Tage haben. Der Ramadan (Fastenmonat) ist der 9. im Jahre, der 12. Monat Dsu'l-hedsche hat je nach Bedarf 29 oder 30 Tage.

Die Römer hatten in den ältesten Zeiten eine Jahreseintheilung nach 10 Monaten, welche aber nicht nach dem Laufe des Mondes geordnet waren, sondern nach einer Mittheilung Plutarchs sehr ungleiche Länge hatten, also vielleicht nach den Beschäftigungen eingerichtet waren, welche die Natur den Jahreszeiten vorschrieb. Lange kann sich indeß diese ziemlich rohe und wenig berechtigte Gliederung des Jahres nicht erhalten haben, denn bereits Numa Pompilius soll (ob mit oder ohne seine Egeria, wird nicht gemeldet) ein reines Mondjahr eingeführt haben, das durch einen zweijährig eingeschalteten Reservemonat an das Sonnenjahr angeschlossen wurde. Dieser Anschluß eines Zeitraumes von 22 Tagen wurde derart vorgenommen, daß der Monat, in welchem die Festtage zum Andenken an die Verstorbenen, die sogenannten Februalia, stattfanden, auf 23 Tage abgekürzt und nach ihm ein 27- oder 28tägiger Monat eingeschoben wurde. Nach dem 23. Februar kam also der Schaltmonat, und da unsere Zeitrechnung auf der der Römer basirt, wird man nun auch begreifen, weshalb als Schalttag der 24., nicht aber, wie doch zu erwarten wäre, der 29. Februar angesehen wird; die Einschaltung geschieht wie früher: unmittelbar nach dem 23. Februar.

Leider hatte man noch nicht völlig erreicht, was man wollte, nämlich die Uebereinstimmung des so geschaffenen Durchschnittsjahres mit dem Sonnenjahre blieb zunächst noch eine mangelhafte, sie wurde aber nachgerade völlig illusorisch dadurch, daß den Priestern die Bestimmung des Jahresanfanges überlassen blieb, welche diese Macht ganz zu ihrem Vortheile ausbeuteten. War ein beliebter Konsul am Ruder, so schoben sie den Anfang des folgenden Jahres hinaus, und versprach man sich von den designirten Konsuln viel, oder spickten dieselben gut, so begann auch bald deren Konsulatsjahr. Diesem Unfug zu steuern und ihn für alle Zeiten abzustellen, nahm sich Cajus Julius Caesar vor und führte auch sein Vorhaben mit Hilfe des Mathematikus Sosigenes nach bestem Wissen und Willen durch. Die Radikalkur, die er gebrauchte, um die krankende Zeitrechnung gesunden zu lassen, entspricht vollständig dem Verfasser des Bellum gallicum. Er befahl einfach, daß das Jahr 708 seit Gründung Roms oder 46 vor Chr. Geb., welches schon ein Schaltjahr war, noch um fernere 2 Monate von zusammen 67 Tagen verlängert werde, sodaß dieser 15monatliche Zeitraum 445 Tage enthielt. Von da ab sollte jedes Jahr 365 Tage und jedes 4. Jahr 366 Tage haben ohne Unterbrechung dieses Turnus für alle künftigen und zukünftigen Zeiten.

Diese Anordnung ist bekannt unter dem Namen des Julianischen Kalenders; sie rechnet das Jahr zu genau 365¼ Tage, also etwas zu groß, da der genaue Werth der Jahreslänge dadurch um 11 Minuten 15 Sekunden überschritten wird. Wie aber viele Körner einen Haufen ausmachen, so wächst dieser scheinbar kleine Fehler, da er immer in demselben Sinne verschuldet wird, zu recht bemerkbaren Zeitgrößen an und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Nach 16 Jahren hatte man sich von der Wahrheit bereits um 16 × 11 Min. 15 Sekunden entfernt, was genau 3 Stunden ausmacht, d. h. man war um 3 Stunden zurück. Da nämlich jedes Jahr

---

Karten und wird in 30 Lieferungen à 30 Kr. = 60 Pf. im Januar 1885 zu erscheinen beginnen. Wir werden später selbstverständlich auf das hervorragende Werk zu sprechen kommen, dem wir mit Spannung entgegensehen.

* Uns liegen jetzt die dritte und die vierte Nummer der Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft, herausgegeben von Rudolf Berger, Verlag von Hermann Bruckner in Leipzig, vor. Die dritte Nummer enthält das Studentenspiel und Pilgerabenteuer Halle und Jerusalem des leider zu wenig beachteten genialen Romantikers Ludwig Achim von Arnim. Dasselbe wird jedenfalls bei uns in Halle von neuem mit Interesse gelesen werden. Die Einleitung zu diesem Doppelheft hat Fritz Lemmermayer geliefert, sie beleuchtet in meisterhafter Weise das Wirken des Dichters und der romantischen Schule. Das vierte Heft ist weniger umfangreich, aber hochoriginell. Es führt den Titel: Wien im Lichte verschiedener Jahrhunderte und enthält interessante Berichte, die in den verschiedensten Zeiten über die Kaiserstadt an der Donau geschrieben wurden.

* Das November-Heft der neuen illustrirten Monatsschrift „Universum" Dresden, Wilhelm Hoffmann übertrifft das erste in jeder Hinsicht. Sind doch diesmal nicht weniger als sechs vortrefflich ausgeführte Lichtdruckbilder nach Werken namhafter Meister, wie Jos. Wopfner, A. Domdorf, W. Carlgahy, sowie außer einem charakteristischen Bildnisse Hans Makart's, der Paradeplatz in Wien mit den neuen epochemachenden Bauten Ferstl's, Schmidt's, Hansen's und Hasenauer's und vier Ansichten von dem kürzlich durch den Brand zerstörten Schlosse Christiansborg in Kopenhagen dem Hefte beigeschlossen, die allein den Abonnementspreis desselben aufwiegen. Das Heft bringt zugleich an gediegenen Novellen, Gedichten, von denen diesmal sogar zwei vortrefflich illustrirt sind, an kulturgeschichtlichen, psychologischen und wissenschaftlichen Arbeiten, an verschiedenartigen interessanten Berichten aus dem Kunst-, Literatur- und Musikleben 2c. des Lesenswerthen so viel, daß wir das „Universum" allen Kreisen nur warm empfehlen können. Jedes Heft ist auch einzeln käuflich und zum Preise von 1 M. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

* Musikalische Skizzen und Studien. Ein Beitrag zur Kultur- und Musikgeschichte von August Wellmer, Hildburghausen, F. W. Gadow & Sohn, Herzogl. Hofbuchdrucker. Der als gründlicher Forscher im Bereiche der Tonkunst bekannte Verfasser bietet dem gebildeten Lesepublikum mit vorliegendem Buch eine ebenso interessant als belehrend geschriebene Frucht seiner Studien. Das Buch enthält acht Abhandlungen: I. Poesie und Musik in ihrem Verhältniß zu einander, II. Lied, Ballade und Legende in Dichtung und Musik vom Anfang unseres Jahrhunderts bis auf die neuere Zeit. III. Karl Löwe, IV. Das kirchliche Oratorium von J. S. Bach bis auf die Gegenwart, V. Luther in der Musik, VI. Robert Franz, VII. Anton Rubinstein, VIII. Das Oratorium auf der Bühne oder die geistliche Oper", welche sich durch wissenschaftliche

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18841207070/fragment/page=0003

zu groß gerechnet wurde, fing man jedes folgende Jahr immer mehr zu spät an und das 17. schon um 3 Stunden. Nach 8 × 16 Jahren hatte man sich um 8 × 3 Stunden oder genau um einen Tag geirrt, es wurde demnach beispielsweise der 10. Mai geschrieben wo man eigentlich den 11. schon hätte schreiben sollen. Dieser Fehler wuchs nach 1280 Jahren auf 10 Tage und würde in 365 × 128 Jahren = 46,720 Jahren ein ganzes Jahr betragen, d. h. in 46,720 Jahren würden die Jahreszeiten successive alle Jahrestage durchlaufen.

Eine anfängliche Verwirrung, die gleich nach Caesars Tode eintrat, mag hier nur kurz erwähnt werden, wiewohl sie nicht von langer Dauer war, da sie bereits im Jahre 3 unserer Zeitrechnung von Augustus bemerkt und ausgeglichen wurde. Die Priesterschaft hatte nämlich das „vierte" Jahr Caesars, welches stets ein Schaltjahr sein sollte, falsch gedeutet, sei es nun aus Bosheit, weil ihnen jetzt die Möglichkeit genommen war die Jahre beliebig auszudehnen oder zusammenzustauchen, sei es aus Unverstand, daß sie vielleicht die im römischen Kalender sonst auch übliche Zählweise anwandten, wobei Anfangs- und Endtermin einer bestimmten Periode mitgezählt wurde. Sie gaben nämlich das 1., 4., 7. ꝛc. Jahr für ein Schaltjahr aus, erzielten also einen Tagesüberschuß.

Aber wiewohl vom Jahre 3 nach Chr. Geb. alles wieder in Ordnung gebracht war, mußte die Richtigkeit der Zeitrechnung aus den dargelegten Gründen bald wieder aufhören. Im Jahre 325 waren seit Einführung des Julianischen Kalenders ungefähr 3 jener 128jährigen Perioden verflossen, sodaß also 3 Tage zu viel gezählt waren, d. h. daß man etwa den 6. April schrieb, aber den 9. hätte schreiben sollen. Dieser Fehler wurde auf der Kirchenversammlung zu Nicaea zwar gutgemacht, indem durch offiziellen Beschluß in der Zählung 3 Tage ausgelassen wurden, sonst aber alles beim alten gelassen, sodaß man eigentlich um nichts gebessert war. Als nun von den Astronomen im 14. Jahrhundert abermals diese Kalamität gerügt und Verbesserungsvorschläge gemacht wurden, war der damalige Papst Sixtus IV. auch sofort bereit, zu einer Aenderung hilfreiche Hand zu bieten, leider aber blieb es durch den Tod des mit der Verbesserung beauftragten Regiomontanus beim guten Willen, und erst dem Papste Gregor XIII. war es vorbehalten, sich den Ruhm einer wesentlichen Kalenderverbesserung zu erwerben.

Ganz kurz will ich an dieser Stelle noch einer anderen aus Asien stammenden Abänderung des Julianischen Kalenders Erwähnung thun, aus der man zugleich ersehen kann, auf welcher hohen Stufe der Intelligenz schon in früher Zeit die Perser standen. Durch Omar Chejam, unter dem Sultanat des Dschelal-Eddin Melek-Schar, wurde nämlich im 11. Jahrhundert bestimmt, daß 8 mal hintereinander jedes 4. Jahr, das neunte Mal aber erst das 5. Jahr ein Schaltjahr sein sollte. Der genannte Astronom erreichte dadurch eine Durchschnittslänge des Jahres von 365, 24242 Tagen, während die genaue Länge beträgt 365, 24222. Es ergiebt sich daraus erst in 5000 Jahren ein Fehler von einem Tage, also in 1,825,000 Jahren ein solcher von einem Jahre.

Kehren wir nun wieder zurück zu Papst Gregor XIII. und seiner Kalenderreform.

(Schluß folgt.)

Aus dem Waldleben.

Verirrte Kinder.

Allenthalben sah man ackernde Landleute auf den Feldern, sie pflügten und eggten, um den Boden zur Einsaat des Wintergetreides vorzubereiten. Eine wichtige Zeit war dies für unsern alten Salzmann, der nächst seinen Wunderkuren auch auf seine ökonomischen Kenntnisse sich nicht wenig zugute that und wegen dieser vielseitigen Verdienste auf die Bewunderung der Welt, insbesondere aber auf die seiner Herrschaft Anspruch zu haben glaubte.

Der geringste Tadel aber beleidigte ihn tief, auch ließ er sich sehr schwer stören, wenn er einmal die Arbeiten sich zurecht gelegt hatte. So ging es nach seiner Anschauung durchaus nicht an, daß jetzt die Pferde zu Besuchen oder Ausfahrten benutzt werden durften, denn Salzmann „brauchte sie selbst," wie er sich ausdrückte, wenn von einer Spazierfahrt gesprochen wurde, die ihm überflüssig erschien. „Heute geht es nicht!" sprach er dann kopfschüttelnd mit Entschiedenheit, „wissen Sie, ich brauche meine Pferde selbst — denn ich muß noch den Roggen säen, eggen und fertig machen, wissen Sie, denn mit Verlaub, davon verstehen Sie nichts!"

Unter solchen Umständen mußte sich, wohl oder übel, die Herrschaft in das Unabänderliche fügen und das Verständige in Salzmanns Arbeitsplänen anerkennen.

Um diese Zeit erzählten unter anderm auch die Lehrlinge, daß in einem ziemlich entfernten Distrikte die Preißelbeeren in Menge sich fänden und zum Pflücken bald reif sein würden, und die Frau Oberförster äußerte auf diesen Bericht hin den Wunsch, recht viele Beeren für den Gebrauch in der Wirthschaft einkochen zu wollen. Freudig erboten sich die Mädchen, diesem Wunsche nachzukommen. In diesem Herbste hingen sie in der That auch sehr reichlich und prangend roth an ihrem stets grünen Strauche, welcher, der Myrthe ähnlich, den Waldboden überzog! Wer kennt sie nicht, diese anspruchslose Frucht, die sich mit Recht der allgemeinsten Beliebtheit erfreut und sich so vortrefflich aufbewahren läßt zum erquickenden Genuß für Gesunde und Kranke? Welch eine frohe Aussicht für die Mädchen, wieder einmal in Begleitung des Fräulein Velkau und unter dem Schutze von Justus und Fritz eine recht weit ausgedehnte Waldpartie machen zu können, um die zweimal im Jahre reifenden Beeren einzusammeln!

So wanderten sie wohlverproviantirt dem Preißelbeerterrain

Gründlichkeit und Objektivität, wie durch edle, auch dem musikalischen Laien verständliche Darstellungsweise auszeichnen und in der That einen höchst werthvollen Beitrag zur Kultur- und Musikgeschichte bilden. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich auch besonders zum Geschenk für Freunde edler Musik.

* Fr. Chr. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk erscheint bei Oswald Seehagen in Berlin in einer vierten Ausgabe. (Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Von neuem durchgesehen und ergänzt von Dr. Oskar Jäger und Dr. Franz Wolff) und zwar in 18 Bänden = ca. 75 Lieferungen (à 8—10 Bogen) mit zahlreichen, auf getöntes Papier besonders gedruckten Abbildungen und 26 historischen Karten in Farbendruck. Ein sorgfältig gearbeitetes vollständiges Namen- und Sachregister, das eine ergiebige Benutzung des umfassenden Werkes erst ermöglicht, bildet den 19. Band. Durchschnittlich alle 10 Tage erscheint eine Lieferung. Je 4—5 Lieferungen bilden einen Band. Unter den Männern der Wissenschaft, die in schweren Zeiten unentwegt in Wort und Schrift das Banner der Wahrheit, der Freiheit und des Rechtes hoch hielten und als Schriftsteller wie als Lehrer im edelsten Sinne des Wortes die Erzieher des deutschen Volkes geworden sind, nimmt Friedrich Christoph Schlosser wahrlich nicht die letzte Stelle ein. Das deutsche Volk hat in dem makellosen Charakter dieses Mannes, der Strenge seiner Wahrheitsliebe, der sittlichen Begeisterung, dem durchgebildeten Verstande, dem klaren Einblick in den Lauf der Welt die wesentlichen Gaben des Historikers erkannt, es hat in dem Gelehrten vom echtesten nationalen Typus seinen Lehrer gefunden und verehrt, der wie kein anderer zu seiner eigensten Natur zu sprechen verstand. Kaum eine andere Weltgeschichte kann sich mit Schlossers Werk an Reichthum und Vielseitigkeit messen; keine einzige aber steht auch nur annähernd auf einer so hohen Stufe der sittlichen Anschauung. Wenn demnach ein geschätzter Historiker sich enthusiastisch äußerte: „Schlosser, der größte Geschichtsschreiber Deutschlands, hat außer vielen einzelnen Schriften die allgemeine Geschichte behandelt. Diese allgemeine Geschichte kann der Historiker jedermann mit gutem Gewissen empfehlen, außer ihr aber keine!" so darf auch wohl mit vollem Recht zugefügt werden: „Ein solches Werk darf in keiner Privatbibliothek und, wir möchten sagen, in keiner gebildeten Familie fehlen!"

*

* Auf einem Felde unweit Arlesford in der Nachbarschaft von Colchester ist eine römische Villa nebst zahlreichen Ueberresten der römischen Periode entdeckt worden. Unter letzteren befinden sich mehrere Theile eines Mosaikbodens, Münzen, Urnen, Knochen, Schmucksachen verschiedener Art, Ueberreste von Rothwild und Ochsen, sowie hellgraue und schwarze irdene Gefäße in großen Quantitäten. Die Nachgrabungen, welche diese Alterthümer zu Tage förderten, werden fortgesetzt.

zu. Aber ihr Plan wurde bald durch einen andern Fund verändert. Wunderschöne Steinpilze, die sie unmöglich stehen lassen konnten, zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich, denn diese Pilze waren ein Lieblingsgericht des Oberförsters und sicher der Mutter sehr willkommen.

Else, noch unbekannt mit den Pilzen und ihren Unterscheidungsmerkmalen, hatte bald nicht nur ihren Handkorb, sondern auch noch eine Schürze voll eingesammelt. Braune, gelbe, weiße, besonders aber die schönen hochrothen mit weißen Punkten, hatte sie mit großer Freude in Masse gepflückt.

Lächelnd zeigte sie Justus ihren Reichthum, der anfangs über die Menge staunte, nach näherer Besichtigung aber die ganze reiche Sammlung ohne viele Worte zu machen weit hinweg schleuderte.

„Halt, halt Justus! — Herr Wienlich wollte ich sagen, — die allerschönsten werfen Sie weit fort! das ist ja abscheulich von Ihnen!"

„Es sind Giftpilze!" antwortete der Kundige.

Aber Else konnte es nicht fassen, daß gerade die schönsten giftig sein sollten und fügte sich erst dann, als auch Lieschen und Fritz die Wahrheit bestätigten.

Fräulein Velkau aber hatten während dieses Vorganges die gefiederten Büschel des Farrnkrautes hinweg gelockt, dessen schönsten und größten Wedel sie abbrach und gleich einer grünen Straußenfeder an ihrem Hute befestigte. Freilich war er etwas zu groß und schwer, so daß sie den Kopf seitwärts halten mußte, damit der Hut nicht vollständig in den Nacken hinabrutschte.

Freund Fritz erbot sich, die Pilze nach Hause zu tragen und auch etwas Proviant nachzuholen, da durch den unerwarteten Aufenthalt eine Verzögerung der Preißelbeerenpartie eingetreten war, die ein verspätetes Nachhausekommen in sichere Aussicht stellte.

Es war einer jener wundervollen Herbsttage, an denen der Himmel im tiefsten Blau schimmert und nur leichte Wölkchen, von Goldrändern umsäumt, malerisch an ihm dahinziehen. Unsere Dichterin fand allerlei Aehnlichkeiten aus diesen Wolkengebilden heraus. Ja einmal erkannte sie sogar, wie der liebe Gott selbst aus den Wolken herniederschaue und sich seiner schönen Weltschöpfung freue. Der stille heilige Friede, der auf dem Walde lag, blieb nicht ohne Wirkung auf unsere Wanderer, und eine andächtige gehobene Stimmung bemächtigte sich der Herzen aller.

Ganze Züge singender Kinder mit von Beeren gefüllten Körben begegneten der kleinen Gesellschaft auf ihrer Wanderung, und schon fürchteten sie, nichts mehr zu finden. Aber der Förster Schulz, der bald darauf zu ihnen stieß, hatte ein ganz versteckteß Plätzchen sorgsam gehegt und für die Forstbeamten reservirt. Dieses Plätzchen war es, auf dem unsere Freunde eine reiche Ausbeute fanden. Spät war es allerdings geworden bis zur Rückkehr, später als sie ursprünglich beabsichtigt hatten. Allein was schadete es. Sie hatten vorsorglich warme Tücher mitgenommen und konnten sich unter dem Schutze von Jägern im tiefsten Walde vollkommen sicher fühlen. Die Schatten wurden länger, die Sonne sank hinab und eine auffallende Kühle machte sich fühlbar. Alles deutete auf eine schnelle Aenderung des Wetters und mahnte die Heimkehrenden zu größerer Eile. Alle Beerensucher waren längst zurück, der Wald still und menschenleer. Da erschienen plötzlich zwei kleine sieben- bis achtjährige Kinder, die unter Thränen eiligst in den Wald zurückliefen.

„Wo wollt Ihr denn noch so spät hin?" frug Lieschen die Kleinen.

„Wir haben ein Tuch liegen lassen, das wollen wir holen."

„So spät noch? Ihr werdet Euch erkälten, am Ende gar verirren!"

„O nein," antwortete das größere von den Mädchen, „wir wissen ganz genau wo es liegt. Nicht weit vom Wege ab, nur ein Stückchen ins Holz hinein, wo eine Stange umgebrochen ist. Wir laufen recht schnell und bleiben gar nicht lange," fügte die andere hinzu.

Ermuthigt eilten die Kinder vorwärts, während unsere jungen Leute und besonders die kerpulente Velkau froh waren, als sie die Heimath erreicht hatten, denn sie waren nicht nur äußerst ermüdet, sondern auch rechtdurchfroren. Bei schönstem Sonnenschein und leicht bekleidet waren sie ausgegangen und auf solchen Wechsel der Temperatur nicht vorbereitet. So fühlten sie sich recht behaglich, als sie durch die Sorgfalt der Hausfrau ein geheiztes Zimmer und eine Tasse Thee antrafen.

Einen ähnlichen Empfang fand der Förster Schulz daheim. Er war noch weit mehr ermüdet als die jungen Leute, denn er hatte, ohne sich Ruhe zu gönnen, seit Tagesgrauen den Wald durchstreift. Jetzt nun lehnte er in verdienter Ruhe bequem auf dem Sopha und sah den verrinnenden Rauchwölkchen nach, die seiner langen Pfeife entstiegen. Auch der Hund mochte gleiches Wohlbehagen fühlen; er hatte sich mit zufriedenen Knurrtönen auf die Dachsschwarte gelegt, die als Teppich vor dem Sopha lag und nebst Hirschgeweihen und Rehgehörnen die Ausschmückung der Wohnstube des Jägers vervollständigte.

Still und heimisch war es in dem Stübchen, welches von wohlthuender Wärme durchströmt, einen angenehmen Kontrast bildete gegen den Nordwind, der sich draußen erhoben hatte und heftig gegen die Fensterscheiben anprallte.

„Hu!" sprach die Frau des Försters, die vom Hofe hereintrat, „hu! das ist ja ein grenlicher Sturm geworden und kalt! o wie kalt! — das Wetter hat sich sehr schnell geändert. Ich bin nur froh, daß Du zuhause bist und ruhen kannst."

„Ob Fritz heute noch kommen wird?" bemerkte wie beiläufig der Gatte. „Meinetwegen brauchst Du niemals in Sorge zu sein, mein Hannchen. Ich bin oft schon in schlimmeren Nächten draußen gewesen und sein Kind mehr. — Aber ich bin müde! — recht müde!" —

Die Frau nahm das Strickzeug zur Hand, legte ein Journal auf den Tisch vor die Lampe und vertiefte sich strickend in die Lektüre, während die Athemzüge des Gatten verriethen, daß die Müdigkeit ihn übermannt und er eingeschlafen war.

Da klopfte es, zwar leise, aber mit einer gewissen Hast an die Thür und herein traten zwei Männer, bekannte Arbeitslente, auf deren Gesichtern sich Sorge und Angst deutlich ausprägten. „Herr Förster," sprach der eine nach der Begrüßung, „Herr Förster, uns treibt eine große Angst zu Ihnen."

„Und welche ist das?" frug der Förster sich erhebend.

Unsere Kinder sind nicht heimgekommen!" stieß der Aeltere heraus. „Sie sind in der Haide zurückgeblieben und müssen umkommen!" fügte der Andere hinzu. „'s ist ein abscheuliches Wetter draußen, — pechdunkle Nacht und kalt. Unsre armen Kinder! was sollen wir anfangen? Rathen — helfen Sie uns, Herr Förster!" baten sie immer dringender.

Aber schon während die geängstigten Väter sprachen, griff Schulz nach seinen Stiefeln und zog sie wieder an, um die Leute in den Wald zurückzuführen. Aber auch er wußte nicht, wohin sie sich wenden sollten. Es gab sehr viele Stellen mit Beeren im Forste, und bei der Begegnung der Kinder mit den jungen Leuten von der Oberförsterei hatte er sich bereits von diesen getrennt gehabt. Die Frau Försterin setzte zwei Laternen instand und packte etwas Lebensmittel ein, da sich unmöglich absehen ließ, wie lange Zeit die Suche nach den Kindern in Anspruch nehmen würde. Zum Glück kam auch Fritz nach Hause, der sich der nächtlichen Patrouille anschloß. Sofort erinnerte er sich der beiden kleinen Mädchen, die noch spät nach ihrem verlorenen Tuche zurückgingen. Der Beschreibung nach mußten es die Vermißten sein. So fand sich einiger Anhalt für die einzuschlagende Richtung, die möglicherweise zur Entdeckung führen konnte.

Als der Förster mit Fritz und den beiden Vätern das Haus verließ, sauste der Sturm noch heftiger durch die pechdunkle Nacht und drohte die Laternen zu verlöschen. Ueberdies fielen schon einzelne kalte Regentropfen, und Regen mußte nicht wenig dazu beitragen, die Lage der vermißten Kinder zu verschlimmern.

Der an alle Witterungsverhältnisse gewöhnte Forstmann kennt den Wald bei jeglichem Wetter und in allen Gestalten. Anders war es bei den suchenden Vätern, sie empfanden doch einiges Gruseln, als die Stämme der Kiefern, vom Sturm bewegt, sich mit eigenthümlichen Tönen aneinander rieben und unter dem Sausen und Zischen des Windes man das eigene Wort kaum verstand. Die Lichtstrahlen der Laternen warfen gespenstische Reflexe in die vom Regen triefenden Gebüsche, aus denen sich der melancholische Ruf der Nachteulen vernehmen ließ, den die Landleute so gern als eine üble Vorbedeutung ansehen.

„O, meine arme kleine Christel!" rief der eine, „sie ist gewiß schon todt!" Der andere aber, der anfangs sehr auf-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18841207070/fragment/page=0004